

Verschertztes Glück

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 47

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646880>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Koch und der König.

Von Henri Borel.

König Wen Hwei sah einst seinen Koch einen toten Ochsen in Stücke schneiden und fertig machen zum Kochen und Braten. Der Koch legte die Hand auf sein haarscharfes Messer, drückte ein bißchen mit der Schulter, setzte den Fuß fest auf, beugte ein wenig das Knie und — ritsch! ratsch! — fiel die Haut von selbst vom Fleische, und leise zischend glitt das Messer durch die Fleischteile. Es ging rhythmisch wie nach dem Takt des alten klassischen Tanzliedes Sang Lin von König Tang, und genau traf das Messer alle Gelenke.

Da sagte der König: „Großartig! Großartig! Siehst du, das nenne ich Geschicklichkeit!“

Der Koch blickte auf, als ob er in seiner Ehre gekränkt wäre, wandte sich um, dem König zu, und sprach: „Nein, o König, es ist noch etwas anderes als Geschicklichkeit, euer Untertan ist mit dem Geist der Dinge vertraut, das ist es! Als ich anfang zu lernen, wie man Ochsen zerschneidet, bestanden nur noch Ochsen für mich auf der Welt, andere Dinge sah ich nicht. Es gab nur Ochsen und mein Messer. Nach drei Jahren war ich glücklich so weit, daß ich nur noch in Stücke zerlegte Ochsen vor mir sah und keine ganzen Ochsen. Ich sah sie auch nicht mehr mit meinen Augen, sondern mit meinem Geist. Ich verlasse mich darum auch heute nicht mehr auf meine Augen, sondern auf meinen Geist. Das Wissen, das von den Sinneswerkzeugen kommt, lasse ich ganz beiseite, ich fühle nur die Regungen des Geistes. Mein Messer folgt von selbst den natürlichen Wegen, es dringt von selbst in die großen Öffnungen und durch die natürlichen Vertiefungen. Ich verlasse mich vollkommen auf die anatomischen Gesetze, die durch den Körper des Ochsen gehen, und so findet mein Messer, das ich fühle wie meine Fingerspitzen, die kleinsten Zwischenräume zwischen den Muskeln und Nerven, von den großen Gelenken ganz zu schweigen. Das wahre Schneiden, o König, besteht im Nicht-Schneiden, mein Messer stößt beinahe auf keinen Widerstand. Ein mittelmäßig guter Koch wechselt jedes Jahr das Messer, weil er noch zu viel schneidet. Ein Stümper von Koch muß jeden Monat ein neues Messer nehmen, weil er nicht schneidet, sondern hackt.“

Ich habe dieses Messer, das Ihr hier seht, schon gute neunzehn Jahre und habe Tausende von Ochsen damit in Stücke geteilt, und doch seht Ihr, daß seine Klinge noch so ist, als wäre es eben frisch geschliffen. Die Gelenke des Tieres haben Zwischenräume, die Klinge meines Messers hat beinahe keine Dide, seht selbst! Gerade was keine Dide hat, kann in die kleinsten Zwischenräume eindringen, ohne Mühe oder Hindernis, so daß genügend Platz für die Klinge vorhanden ist. Es kommt auf den leeren Raum an, nicht auf das Fleisch. Häuser sind gebaut aus Mauern und Balken und Dächern, aber der leere Raum ist die Hauptsache. Ebenso ist es mit Porzellanvasen, der leere Raum, um den handelt es sich. Weil mein Messer durch die hohlen Stellen des Tierkörpers geht, von meinem Geist geführt, der die Gesetze der Anatomie kennt, ohne die Augen zu gebrauchen, habe ich es nun schon mehr als neunzehn Jahre, und seht: Die Klinge ist wie neu. Aber so oft es vor eine Fleischverbindung von Gliedern kommt, fühle ich deshalb doch wohl die Schwierigkeiten. Vorsichtig lasse ich mein Messer seinen Weg suchen nach den leeren Verbindungsräumen, ich fühle genau, wo ich still halten muß, ich lasse es langsam, langsam herumgleiten und bewege es beinahe nicht, bis es von selbst an der Stelle angekommen ist, wo es sein muß, und da, wie von selbst fällt das Fleisch auseinander und liegt wie ein Klumpen am Faden, fast ohne daß ich es berührt habe. Nichts forcieren, alles von selbst gehen lassen, man braucht nur den natürlichen Gesetzen zu folgen. Es ist fertig, bevor man weiß. Und wenn alle Teile dann von selbst auseinander gefallen sind, stehe ich mit dem Messer in der Hand,

auf dem fast kein Flecken zu sehen ist, und sehe mich vor Vergnügen nach allen vier Himmelsrichtungen um, als ob ich ein Spiel mit der Natur gespielt hätte. Ich stehe noch einen Augenblick müßig, wische das Messer ab, obwohl es fast nicht schmutzig geworden ist, und lege es fort.“

Da blickte der König beschämt drein, errötete und schwieg einen Augenblick. Endlich sprach er lächelnd zu dem Koch: „Sehr schön, wirklich sehr schön! Ich habe die Worte eines Kochs gehört und weiß jetzt endlich erst, wie ein König sein Volk regieren soll und auch sein eigenes Leben. Das wahre Regieren ist Nicht-Regieren. Die wahre Regierung folgt den natürlichen Gesetzen im Herzen des Volkes und findet dann von selbst keinen Widerstand.“

Verfälschtes Glück.

Novelle von Maria Dutli-Rutishauser.

Der Haldenbauer konnte nichts dagegen, daß vor hundert Jahren sein Urgroßvater grad ausgerechnet an der „Halbe“ ein Haus mit angebauter Scheune aufgestellt hatte. Aber ärgern konnte er sich darüber, daß einem Menschen so etwas einfallen konnte. Ja, wenn's irgendwo im Appenzellerländli gewesen wäre, dann — aber hier, — im ebenen Thurgau, wo man die Halden überhaupt fast suchen mußte! Jedemal, wenn der Haldenbauer aus dem Dorfe zu seinem Hause hinaufstieg, wurde er wild und konnte mit dem besten Willen nicht im Frieden an seinen Ahnen denken.

Wenn vielleicht nicht gerade unter seinen Wiesen der Bühler sein Gut gehabt hätte, so wär's eher zum Vergessen gewesen. Doch das schöne, behäbige Haus mit der mächtigen Scheuer und dem ebenen Land ringsum war dem Haldenbauer tagtäglich ein neuer Beweis dafür, wie dumm sein Urgroßvater gebaut hatte. Dazu war der Bühler noch sein Schulkamerad von ehemals, der ihm als Bube schon immer voraus war. Dann hatte er ihn gar noch verdrängt bei der Agath, der Einzigen des reichen Gemeinderats Merk. Sie war ihm schon fast wie sicher. An der Kilbi hatte er mit ihr getanzt und sie abends beim obligaten schwarzen Kaffee gefragt, ob es wahr sei, daß der Franz Bühler zu ihr „3'Pücht“ komme. „Warum nicht gar“, hatte sie gelacht und war näher zu ihm gerutscht, „was meinst, ich würd' sonst mit dir auf unserm Kanapee sitzen?“

Das war doch gewiß deutlich genug und der Haldenbauer hatte darauf gebaut und vertraut wie auf ein Evangelium.

In dieser Zeit hatte ihm der Vater auch den Gewerbe übergeben. „Bist ja schon noch jung genug“, hatte er gesagt, „aber man muß das Eisen schmieden, wenn es warm ist — und die Agath wird das wohl auch anschauen, wenn du selber Meister bist!“

Und an der „Halbe“ wurde ausgebaut und auf dem Felde überflüssige Löcher und Gräben ausgefüllt — es sollte der Agath doch gefallen hier oben. Sie hatte auch nie etwas dagegen, wenn der Jakob alle Sonntagabend „3'Stubete“ kam, im Gegenteil, sie tat immer lieb mit ihm und schürte seine Hoffnung.

Und dann, grad an dem Abend im Mai, wo er sich so fest vorgenommen hatte, die Agath um ihr Wort zu fragen, saß hinter dem Tisch der Franz Bühler. Vor sich hatte er ein Glas Wein stehen, und er musterte den Ankommenden so von oben herab, daß diesem das Blut in den Kopf stieg. So, der trank Wein beim Gemeinderat Merk — ihm hatte man immer ein Glas Most gegeben. Aber eben, dafür war er halt auf der Halbe daheim und nicht im großen schönen Platz des Bühler. Die Agath tat noch unbefangen und bot ihm einen Stuhl an. Aber der Jakob hatte sich schon besonnen. Um keinen Preis wollte er sich vor dem Bühler lächerlich machen. So sagte er nur: „Ich hab dem Gemeinderat sagen wollen, daß der Vater das Fleckrind nicht weggibt, auch nicht, wenn er noch einen Napoleon mehr bieten würd' dafür!“

Die Agath schaute ihn sonderbar an, und wie er mit kurzem Gruß aus der Stube wollte, ging sie ihm nach: „Du wart, ich mach dir Licht!“ — Aber der Halde-Jakob drehte sich unter der Tür noch einmal um und lachte: „Ich find den Weg allein, wirst wohl nicht gut weg können!“

Ein paar Wochen darauf war Hochzeit im Bühlerschen Hause. Jakob half am Nachmittag, als die Hochzeitsleute ihre Fahrt an den Bodensee machten, den Mädchen beim „Kranzen“. Er tat, als ob die Agath ihn rein nichts angehe und lachte mit den Mädchen über den Bühler Franz, der nun so jung schon unter den Pantoffel komme. Aber als die Böllerschüsse die Ankunft der Kutschen verkündeten, da schlich er sich davon und schaute hinter seinem Scheunentor hervor nach dem hellerleuchteten Bühlerhaus hinunter. Als er sah, wie der Franz die Agath ins Haus führte, da stampfte er in wilder Wut auf dem Tennsboden und verfluchte sein Schicksal, das ihn so weit hinter den Bühler zurückstellte. Er glaubte noch fest daran, daß ihn die Agath genommen hätte, wenn halt sein Gewerbelein etwas schöner gewesen wäre. Daß sie ihn lieber hatte als den Franz, das wußte er sicher. Sonst hätte sie ihn doch nicht mit blauen Augen so anschauen können, wenn sie zusammengesessen waren. Die Agath war keine von denen, die zwei auf einmal gern hatte. Aber auch nicht so, daß sie einen geheiratet hätte, der weniger Rüche im Stall stehen hatte als ihr Vater. Tor, der er gewesen, noch so viel Geld in das alte Gerümpel zu stecken, wo er nun doch nichts anderes vor hatte, als drunten im Dorf irgendein Mädchen zu heiraten, dem es bei ihm gut genug war. Es war schon ausgemacht, daß der Vater, und die Mutter zur Schwester ins St. Gallische gingen, die dort gut verheiratet war und in dem großen Hause eine kleine Wohnung für die alten Leute übrig hatte. Sie hatten der Agath nicht im Weg sein wollen — — !

Ha —, sie hätten ruhig da bleiben können, man wußte doch, daß ein reiches Mädchen selbst um den Preis ihres Glückes den nicht nimmt, der rechtschaffen aber arm ist! Warum hätte nun das grad ihm, dem Halde-Jakob, passieren sollen? — — —

So war es dann gekommen, daß der Jakob aus reinem Trotz die Emma aus dem „Frohinn“ nahm, die um zwei Jahre älter war als er, aber gut schaffen konnte. Ein kleines Kind hätte aber dem Jakob ansehen können, daß er nicht die rechte am Arm hatte, als er mit ihr die fünf Stufen der Kirchentreppe hinunterstieg.

Sie schafften dann miteinander, die zwei, fast mehr, als ihnen gut tat. Denn wenn man beim Schaffen nicht hin und wieder in ein liebes Gesicht schauen kann, oder an eine heimliche Stunde des Glückes denken darf, dann zehrt die Arbeit und macht alt und unzufrieden. Zuweilen, wenn von des Bühlers Wiese ein frohes Sauchzen zu den still werfenden Halde-Leuten schallte, so warf der Jakob die Sense hoch auf, daß sie im Falle tief im taunassen Boden stecken blieb. Ja, der da unten hat gut lachen, das Glück schneite ihm fast zum Dach herein. Hatte eine Frau, um die ihn jeder heiratsfähige Bursch und sogar die verheirateten Männer beneideten. In den ersten Jahren der Ehe schenkte sie ihm zwei Buben, gesunde Kerlchen mit stets lachenden Gesichtern und Augen, so blauen, wie die der Agath von einst! Der Merk war vor einem Jahr gestorben und auch seine Frau kränkelte — — der Bühler konnte sich also aufs Erben freuen.

Freilich, manchmal schien es dem Halde-Jakob, die Agath sei bei alledem doch nicht ganz zufrieden. Sie stand oft im kleinen Garten vor dem Haus und schrak zusammen, wenn er, der Jakob, mit knappem Gruß an ihr vorüberging. Man munkelte, der Bühler Franz, ihr Mann, sei an den Sonntag Abenden grob mit ihr, seit der Vater tot sei. Trotzdem der Jakob der Agath noch immer nicht verziehen hatte, daß sie damals den Franz ihm vorgezogen hatte, so stieg ihm, wenn er davon hörte, daß der Bühler

nicht recht war mit ihr, der Zorn hoch, wie an jenem Abend, als er ihn zum ersten Male bei der Agath sitzen sah. Nein, es war einer schon ein schlechter Hund, wenn er mit seiner Frau grob war, das tat nicht einmal er, und er hatte doch der seinen noch kein einziges Mal gesagt, daß er sie lieb habe. — —

Aber was nütze nun all' das Sinnieren und Sichärgern? Es war nun so und würde nicht mehr anders werden, dafür war das Schicksal zu fest geschmiedet.

Die Jahre kamen und gingen über den schönen Hof des Bühlers und das Gütlein des Halde-Jakob. Und die Zeit heilte, was der Verstand nicht vergessen wollte. Sie konnten sich nun ruhig ansehen, die Agath und der Jakob, und der Bühler rückte nicht mehr weg, wenn der von der Halde an seinem Tische abließ im „Hirschen“. Sie vergaßen nach und nach, daß sie wegen eines Stück Waldes noch uneins waren. Es war sogar vorgekommen, daß sie sich geeinigt hatten, das Fahrrecht über des Bühlers Wiese, das so viel Streit und manchen Auftritt verursacht hatte, eingehen zu lassen gegen eine angemessene Entschädigung an den Halde-Bauern. Dieser wunderte sich oft, daß er so ohne Groll über das stattliche Haus des Bühlers blicken konnte, wenn er abends auf seinem Bänklein vor seinem Hause saß. Es war wie die Ruhe an einem schönen Sommerabend, die sich nach und nach auf den harten Bauern legte. Seine Frau hatte er achten gelernt in den vielen Jahren, die sie neben ihm geschafft hatte. Ob er sie liebte — — daran hatte er wohl selber nicht einmal gedacht. Aber die Achtung, die ein Bauer vor seiner Frau hat, ist fast gleichbedeutend mit der Liebe, denn wenn die Grenze zwischen diesen beiden Gefühlen schon sehr schwer gefunden wird, dann ist sie bei einem wortkargen Thurgauer Bauern vielleicht gar nicht vorhanden.

Wenn das einzige Kind des Jakob, die braune Trudy, an ihm vorüber ging, um den Hühnern den Stall abzuschließen oder eine Tränke anzurühren für die Rüche, dann lächelte der Bauer jedesmal vor sich hin. Herrgott, war das Mädchen groß und stattlich geworden, fast nicht zum glauben, daß es seine und der Emma Tochter war. Und froh war sie, nichts hatte sie an sich von dem Gedrücksein der Kleinbauernkinder. Sie trug ihren Kopf so hoch, wie nur eine im Dorf und wenn sie vom Hause herunter gegen den Bühlerschen Hof schritt, so glaubte man immer, sie würde dort in das stolze Haus mit dem steinernen Vorplatz gehören.

Einmal war sie mit ihm und der Mutter unten im Hirschenaal gesessen, wo nach dem Theater noch getanzt wurde. Die Burschen rissen sich um das Mädchen. Als es aber dem Sohn des reichen Vorstehers Auer einen Korb gab und mit dem Bühler-Toni tanzte, da fuhr es der Auer höhnisch an: „Wirst halt deine schattigen Tage ein wenig an die Sonne nehmen wollen, ein Bißchen mehr dorfwärts!“ Das Mädchen war zündrot geworden und der Toni fühlte es in seinen Armen zittern. „Mußt nicht drauf achten, Trudy!“ beschwichtigte er.

Da lachte das Trudy schon wieder und sagte so laut, daß es nicht nur der Auer, sondern die ganze Runde hören konnte: „Wegen dem da? — — dem wär allweg der Schatten an der Halde lieber, als seine zu heiße Sonne im Wieserberg.“

Alles lachte und der Auer stand einen Augenblick wie mit Blut übergossen, dann stürmte er wie gebeht davon. „Dem hast's deutsch gesagt“, lachte der Hirschenwirt, „der wird nicht mehr z'Stubete kommen auf die Halde!“

„Meint Ihr etwa, den ließ ich mit einem Fuß in den Hausgang kommen?“ fragte die Trudy dagegen und setzte sich wieder still zwischen Vater und Mutter. Sie triumpphierte! Nun hatte sie es dem Auer einmal gezeigt, wie sie seine Aufmerksamkeit aufnahm, und daß sie um seine heimlichen Besuche bei der verrufenen Berta im Wieserberg wußte. (Schluß folgt.)